

inhaltlich begrenzten) „An-Teilnahme“ am Familienleben und in der Förderung des der Familie innewohnenden Potentials. Diese kann in der Praxis die verschiedensten Formen annehmen, von der stillen Begleitung bis zur aktiven „Ver-Störung“ symptomatisch-problematischer Strukturen. In jedem Fall jedoch muß das Annehmen der Personen, soweit dem einzelnen Seelsorger irgend möglich, bedingungslos sein und nicht von Vorleistungen abhängig gemacht werden – wie die offenen Arme des Vaters seinen heimkehrenden Sohn bedingungslos annehmen.

Hier sind aber auch, über die individuelle Annahme hinaus, besonders jene strukturellen Aspekte der pastoralen Praxis kritisch zu hinterfragen, die den Zugang zum Leben der Kirche (etwa beim Sakramentenempfang) primär von der Erfüllung gewisser Bedingungen abhängig machen, statt den Aspekt der Einladung und Versöhnung in den Vordergrund zu stellen.

Wird die Familie als Lernort ernst genommen, muß darüber hinaus auch die umgekehrte Frage gestellt werden: Was lernt die Kirche, was lernt auch die Theologie von den Familien (etwa über den Umgang mit und die Bewertung von Problemen, Symptomen und Konflikten)?

Für eine familiengerechte Pastoral ist eine Solidarität der Familien nötig: Die Seelsorger der Familien sind die Familien. Ohne die Familien damit zu überfordern (auch hier muß gelernt werden), ist die Förderung ihres Potentials, die Verwirklichung der ihnen innewohnenden Möglichkeiten – als Lernorte des Glaubenslebens wie des Lebens ganz grundsätzlich – notwendig. Notwendig auch im Hinblick auf den bevorstehenden Zusammenbruch vieler überkommener und uns noch vertrauter Strukturen.

In der „Sorge um die Familien“ steht auch in der Pastoral ein Paradigmenwechsel an.

Solidarität
der Familien

Wilhelm Zauner
Die Familie
in der
Pfarrgemeinde

Die Familie ist in Gefahr, von der Kirche durch eine verschwiegene Vision überfordert zu werden. Gleichzeitig gibt es aber pastorale Konzepte, die die Pfarrgemeinde an die Stelle der Familie setzen wollen. Beide Visionen sind wenig hilfreich für die Wahrnehmung der Aufgaben, die eine Pfarrgemeinde für die Familien und mit ihnen erfüllen soll. Voraussetzung für eine sinnvolle Familienpastoral ist die Wahrnehmung der Realität der heutigen Familie, die von einem starken Pluralismus geprägt ist. Wenn diese Realität so wahrgenommen wird, wie Jesus es

getan hat, können – gemeinsam mit den Familien – entsprechende Leitlinien der Familienpastoral entwickelt werden. red

I. Verschwiegene Visionen

1. Die Familie als unerläßliche Trägerin des kirchlichen Lebens

Im Bereich Familie und Pfarrgemeinde gibt es eine Reihe von idealistischen Vorstellungen, die die Seelsorge eher behindern als fördern. Gewiß, man braucht Ideale und Zielvorstellungen; man braucht „Visionen“, Bilder dessen, was gut und richtig ist und wie es sein soll. Wir Menschen müssen immer wieder über die Realität, in der wir leben und leben müssen, hinausträumen. Wir müssen uns aber auch unsere Visionen und Träume bewußtmachen und versuchen, sie an der Realität zu messen. Es gibt auch in der Seelsorge „verschwiegene Visionen“, die sich der Reflexion entziehen und aus ihrem dunklen Hintergrund heraus das Verhalten steuern. Ich möchte zwei solcher Visionen nennen.

Die Familie steht nach wie vor von seiten der Kirche unter einem starken Erwartungsdruck. Ich nenne einige Beispiele:

In den letzten Jahren wurde viel über die Frage der Glaubensvermittlung an die nächste Generation nachgedacht. Es gab kaum eine größere kirchliche Zusammenkunft, einen Diözesantrag oder eine Synode ohne dieses Thema. Man hat die Situation der Jugend gründlich analysiert und viel Verständnis für sie gezeigt. Man hat das kirchliche Gewissen erforscht und gefordert, daß der Religionsunterricht verbessert und die kirchliche Jugendarbeit verstärkt werde; man hat neue Jugendzeitschriften verlangt und auch geschaffen; man hat an die Jugendverbände und an die verschiedenen apostolischen Gruppen appelliert; man hat auf eine jugendgemäßere Liturgie und auf begeisternde Predigten gesetzt. Am Ende aber war unweigerlich zu hören oder zu lesen: Wenn es nicht gelingt, die Familien wieder als Glaubensvermittler instand zu setzen, werden alle anderen Bemühungen keinen rechten Erfolg haben. Die Eltern sind schließlich die ersten Katecheten ihrer Kinder. Wenn sie ihre Aufgabe nicht mehr erfüllen, bleiben die schulische Katechese und das Leben der Gemeinde ohne Resonanz. Das II. Vatikanische Konzil sagt, die Eltern „sollen durch Wort und Beispiel die ersten Glaubensboten ihrer Kinder sein“ (Kirche 11), aber auch „die Kinder als lebendige Glieder der Familie tragen auf ihre Weise zur Heiligung der Eltern bei“ (Kirche/Welt 48). Die Familie ist also sozusagen die „Relaisstation“ der Glaubensvermittlung. Dieses Relais ist gestört und müßte repariert werden – dann müßte die Vermittlung wieder funktionieren.

¹ Vgl. W. Zauner, Verschwiegene Visionen, in: Diakonia 20 (1989) 7–11.

Eine ähnliche Erwartung verbindet sich mit dem Stichwort „Hauskirche“. Sie gilt als „Schule des Gebetes“ und als wichtigster Lernort des Glaubens. Die Hausliturgie mit ihren religiösen Bräuchen und Feiern, Andachten und Symbolen gilt als Vorstufe und Einübung in die offizielle Liturgie der Gemeinde. Theologisch gesehen ist die Familie aber nicht nur Übungsfeld und Vorstufe, sondern bereits ein „Ernstfall“ kirchlichen Lebens. In ihr ereignet sich Kirche. Sie ist die kleinste Organisations- und Vollzugsform von Kirche und wird daher *ecclesiola*, Kirche im kleinen, oder Hauskirche genannt. Wie Papst Johannes Paul II. feststellt, „wird die Evangelisierung in Zukunft zu einem großen Teil von der ‚Hauskirche‘ abhängen“ (*Familiaris consortio* 52).

In einer Zeit des immer größer werdenden Priester mangels wird auch wiederholt darauf hingewiesen, daß die Familie auch das „erste und wichtigste Priesterseminar“ sei. In der christlichen Familie müßte ein Klima herrschen, in dem bei jungen Menschen der Wunsch reifen kann, einen geistlichen Beruf zu wählen (FC 53). Der heutige Zustand der Familien, in denen dieses Klima häufig nicht vorhanden ist, wird daher auch als ein wichtiger Grund für den Mangel an Priester- und Ordensberufen eingeschätzt.

Vieles von diesen Auffassungen, Beobachtungen und Deutungen ist zweifellos richtig und durchaus beherzigenswert. Wenn aber daraus die pastorale Vision von der heilen Familie als Allheilmittel, als Penicillin gegen jedwede Entzündung in Gesellschaft und Kirche entwickelt wird, so kann es zu Kurzschlüssen und Vereinfachungen kommen, die eine differenzierte und situationsgerechte Seelsorge behindern.

2. Die totale Gemeinde als Familienersatz?

Nach dem II. Vatikanischen Konzil hat sich als zentrale Leitidee für die Seelsorge die „lebendige Gemeinde“ durchgesetzt². Alle apostolischen Gruppen und kirchlichen Institutionen wurden daran gemessen, was sie zum Aufbau lebendiger Gemeinden beitragen. Aus einer versorgten sollte eine selbstsorgende Gemeinde werden³. Berühmt geworden ist der Satz aus der Würzburger Synode: „Aus einer Gemeinde, die sich pastoral versorgen läßt, muß eine Gemeinde werden, die ihr Leben im gemeinsamen Dienst aller und in unübertragbarer Eigenverantwortung jedes einzelnen gestaltet.“⁴ In der Gestalt der „Basisgemeinde“ trug die Gemeindeidee zu einer spektakulären Erneuerung und Vitalisierung der Kirche in der Dritten Welt bei, vor allem in Lateinamerika.

² Vgl. F. Klostermann, *Gemeinde – Kirche der Zukunft*, 2 Bde, Freiburg 1974.

³ Vgl. *Diakonia* 20 (1989), Heft 3 „Christen leben in Gemeinden“.

⁴ Würzburger Synode, *Die pastoralen Dienste* 1.3.2.

In unseren Ländern hat die Gemeindeidee zu manchen sehr rigorosen Formen und Forderungen geführt. Man denke etwa an die pastoralen Leitideen des Münchner Pfarrers Kurt Gartner. Er schreibt: „Die Zelle der Kirche ist nicht die Familie, sondern die Brudergemeinde. Die christliche Familie ist eine Frucht der Jünger- bzw. Brudergemeinde.“⁵ Gartner verlangt die „Aufgliederung der administrativen Größe Pfarrei in lebbare Brudergemeinden“ und nennt die anonyme Großpfarrei „gewissermaßen die Lebensform des unbekehrten Christentums“⁶. Er spricht von einem „Pastoralprinzip Brudergemeinde“ und kommt von daher nicht nur zu rigorosen Forderungen für die Ehepastoral, sondern für den Umgang mit den Sakramenten insgesamt.

Dahinter verbirgt sich wohl die pastorale Vision von der totalen Gemeinde: einer Gemeinde aus „mündigen Christen“, die sich ein für allemal für Glaube und Kirche entschieden haben und ihre ganze Kraft und Zeit dafür einsetzen. Sie leben in so enger Beziehung zueinander, daß sie nicht nur einander tragen, sondern auch andere mittragen. Sie ersetzen in gewisser Weise die frühere „Sippe“ und gleichen die Defizite der heutigen Familie aus. Diese ist in der Gemeinde aufgehoben wie die kleinere in der größeren Puppe, wenn man dabei an die so beliebten russischen Figuren denkt.

Ohne Zweifel können einzelne christliche Gemeinden – auch recht volkshkirchliche Pfarrgemeinden – manches ersetzen, was die Familie heute oft nicht mehr leisten kann (und wohl auch früher nicht leisten konnte): Man denke etwa an die Möglichkeiten zu sozialer Tätigkeit, zur Mitarbeit im Bereich der Erwachsenenbildung, an die Kirchenmusik, an das Theaterspiel, an Feste und Feiern, an die Gottesdienste. Es ist aber die Frage, ob es sinnvoll ist, das Familienmodell auf eine Pfarrgemeinde zu übertragen und etwa gar von einer „Pfarrfamilie“ zu reden. Es könnten dadurch Erwartungen in bezug auf Primärbeziehungen und emotionale Bindungen geweckt werden, die kaum einzulösen sind und nur zu Enttäuschungen führen können. Es wird also gut sein, zunächst die heutige Realität von Familie und Gemeinde zu betrachten, um dann die Probleme und Chancen heutiger Familienpastoral aufzeigen zu können.

Der Theologe und Soziologe Andreas Heller zeigt in seinem Buch „Zusammenleben von Mann und Frau“ eindrucksvoll auf, daß die ganze Beziehungslandschaft von Ehe und Familie in Bewegung geraten ist⁷. Es gibt heute

II. Die heutige Realität der Familie

⁵ K. Gartner, *Lieber Bruder Bischof*, Freiburg 1989, 180.

⁶ Ebd. 57 und 60.

⁷ A. Heller, *Zusammenleben von Mann und Frau*, Klagenfurt 1989.

viele Formen des Zusammenlebens (und auch des „Alleinlebens“!) von Mann und Frau, und dementsprechend auch viele Formen von Familien, die nicht in das herkömmliche Schema passen. Es ist auch gar nicht ohne weiteres klar, welche Formen des Zusammenlebens das Prädikat Ehe oder Familie erhalten. Man kann natürlich die Begriffe willkürlich festlegen, z. B. in Gesetzestexten. Es ist aber die Frage, ob man dem Leben und den Beziehungen der Menschen gerecht wird, wenn man von fixen und definierten Begriffen ausgeht und das Leben und Verhalten der Menschen daran mißt. Viele Betroffene fühlen sich durch solche Wertungen diskriminiert, in ihrer Lebenssituation nicht verstanden und in ihrer Gewissenslage nicht respektiert.

Die Ehe hat jedenfalls im Lauf der Geschichte einen Reichtum an Formen ausgebildet⁸. Das heutige Modell der partnerschaftlichen Ehe ist jüngsten Datums. Der Münchener Soziologe Horst Jürgen Helle, der sich mit der Geschichte der Eheformen und ihren Voraussetzungen gründlich befaßt hat, vertritt die Meinung, daß die partnerschaftliche Eheform unter dem Einfluß des Christentums entstanden und nur im Raum des Christentums lebbar sei⁹. Die Voraussetzungen dafür seien allerdings so hoch, daß hier auf Kategorien zurückgegriffen werden muß, die nur im Raum des Glaubens und des Evangeliums zur Verfügung stehen.

1. Das Wort „Familie“

Die verschiedenen Ehemodelle haben natürlich auch recht verschiedene Modelle von Familien zur Folge. Martin Luther kennt noch nicht einmal das Wort „Familie“ und spricht in seiner Bibelübersetzung statt dessen vom „Haus“, etwa vom „Haus David“. Man sprach von „Weib und Kind“ oder auch von „Kind und Kegel“, wenn zum Ausdruck gebracht werden sollte, daß auch uneheliche Kinder mit im gemeinsamen Haushalt lebten. – Das lateinische Wort *familia* taucht erst im späten 16. Jahrhundert auf und wird, zunächst in französischer Aussprache, in Kreisen der Gebildeten verwendet. Erst im 18. Jahrhundert hat sich das Wort „Familie“ in die Alltagssprache eingebürgert.

Der Wortbedeutung nach weist „Familie“ also keineswegs auf eine Gemeinschaft von Verwandten ersten Grades hin. Das altlateinische Wort *famul* meint die (gemeinsame) Wohnstätte. Die Familie ist also eine Gruppe von Menschen, die eine gemeinsame Wohnung haben und

⁸ Vgl. H. Bogensberger – W. Zauner (Hg.), *Kontinuität und Wandel der Ehe*, St. Pölten 1989.

⁹ H. J. Helle, *Einfluß des Christentums auf Ehe und Familie*, in: B. Mensen (Hg.), *Ehe und Familie in verschiedenen Kulturen*, St. Augustin 1982, 75–94.

eine „Wohngemeinschaft“ bilden, wie wir sagen würden. Daher zählt man bei den Römern nicht nur alle näheren oder entfernteren Verwandten, die in einem Haus leben, zur Familie, sondern auch die Angestellten und Sklaven. Sie alle unterstehen dem *paterfamilias* als Oberhaupt mit großen rechtlichen Befugnissen. – Ähnlich umfaßt auch das „Haus“ der Israeliten alle Verwandten und Angestellten, die eine gemeinsame Wohnstätte haben und dem Hausvater unterstehen.

Familie ist ein gutes Wort. Die frühere Strenge des Begriffs wird daher ständig erweitert. Die engste Fassung war: Familie ist eine „Gemeinschaft der in einem fort-dauernden Eheverhältnis lebenden Eltern und ihrer Kinder“¹⁰. Wenn die Eltern nicht verheiratet sind und mit ihren Kindern zusammen leben, gibt es heute allerdings kaum eine Schwierigkeit, sie als Familie zu bezeichnen. Wenn eine unverheiratete Mutter oder ein unverheirateter Vater mit ihrem Kind bzw. ihren Kindern allein leben, spricht man etwas umständlich von „alleinerziehenden Müttern“ oder Vätern; andere sprechen in solchen Fällen von einer „Teilfamilie“ und verleihen damit das begehrte Prädikat – wenigstens teilweise. Die Vielfalt familiärer Lebensformen erscheint heute unter Bezeichnungen wie Kernfamilie, Stieffamilie, Adoptivfamilie, Lebensgemeinschaft mit Kindern. Für die Familienstatistiker ist das eine mühselige Unterscheidung, so daß alle diese Formen der Einfachheit halber meist unter dem Begriff „Familie“ verrechnet werden¹¹.

2. Die pluralistische Familie

Die Industriekultur hat zu einer sogenannten „gesellschaftlichen Differenzierung“ geführt: Arbeitsplatz, Wohnung und Freizeitort liegen normalerweise nicht mehr wie früher beieinander. Das Verhalten an den einzelnen Orten wird von unterschiedlichen Wertvorstellungen bestimmt. Das hat dazu geführt, daß die Gesellschaft immer weniger von einem einheitlichen Wertesystem gesteuert wird. Man spricht von „Pluralismus“. Der Pluralismus reicht heute mehr oder weniger in jede Familie hinein. Es gibt einen *kulturellen* Pluralismus, der sich schon darin ausdrückt, daß verschiedene Familienmitglieder verschiedene Radio- und Fernsehprogramme bevorzugen, daß die einen mit größtem Interesse Museen und Ausstellungen besuchen, was die anderen nur langweilt. Nun, diese Unterschiede gab es in gewisser Weise immer, aber das Ausmaß scheint heute viel größer zu sein. Es gibt heute kaum mehr den Typ einer „Fa-

¹⁰ Duden, Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache, Mannheim 1963, 155.

¹¹ So etwa im Familienbericht 1989 des österreichischen Ministeriums für Umwelt, Jugend und Familie.

milie Trapp“, die singend und musizierend durch die Welt zieht, ganz eins in ihrer kulturellen Auffassung, begleitet von einem Prälaten.

In vielen Familien gibt es einen *politischen* Pluralismus, der oft zu heftigen Auseinandersetzungen führt. Nicht selten wählen die Mitglieder derselben Familie verschiedene politische Parteien. Früher genügte bei Empfehlungsschreiben, z. B. für einen Platz in einem Studentenheim, der Hinweis auf die Eltern. Heute will man Genaueres über die Einstellung und Geschichte der Bewerber selbst wissen. Die Töchter und Söhne aus Familien prominenter Politiker betätigen sich nicht selten in Studentenorganisationen anderer Parteien als jener, denen ihre Mütter oder Väter angehören.

Es gibt in vielen Familien einen *weltanschaulichen* und *religiösen* Pluralismus, der bisweilen geradezu groteske Formen annimmt. Das „Priesterseminar Familie“ scheint heute ebenso erfolglos zu sein wie die „kleinen Seminare“, die auch heute noch von vielen Diözesen mit großem Aufwand und vielen Opfern unterhalten werden. Ich habe eine ganze Reihe von Seminaristen begleitet, die aus Familien stammen, die der Kirche fernstehen. Manche waren nie Ministranten; die Sorge um die Gefährdung des Priesternachwuchses durch Ministrantinnen scheint also unbegründet zu sein. Manche waren nie in einer kirchlichen Jugendorganisation und hatten auch keinen Priester als Religionslehrer. Ein junger Priester hat mir gesagt, seine Eltern stünden der Kirche fern, einer seiner Brüder sei in einen Orden eingetreten, ein anderer sei aus der Kirche ausgetreten, und seine Schwester habe sich einer Sekte angeschlossen. – Ich kenne mehrere solcher Lebensgeschichten aus meinem Bekanntenkreis. Jedenfalls scheint die „intakte christliche Familie“, bei der sich alle Familienmitglieder mit gleicher Intensität am kirchlichen Leben beteiligen, immer seltener zu werden.

Es ist tröstlich und hilfreich, die unerhört realistische Sicht der religiösen Verhältnisse in einer Familie zur Kenntnis zu nehmen, wie sie nach dem Zeugnis der Evangelien Jesus zum Ausdruck gebracht hat: „Von jetzt an werden fünf in einem Hause entzweit sein, drei gegen zwei und zwei gegen drei werden sie entzweit sein, der Vater gegen den Sohn und der Sohn gegen den Vater, die Mutter gegen die Tochter und die Tochter gegen die Mutter, die Schwiegermutter gegen die Schwiegertochter und die Schwiegertochter gegen die Schwiegermutter“ (Lk 12, 52–53; vgl. Mt 10, 35–36). In diesem Zusammenhang sagt Jesus auch das schmerzliche und oft verdrängte Wort: „Glaubt nicht, ich sei gekommen, Frieden auf

Jesus und die Familie

die Erde zu bringen. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert“ (Mt 10, 34). Jesus selbst hat also damit gerechnet, daß seine Botschaft jeden als einzelnen vor die Entscheidung stellen wird und ihm diese auch nicht durch das „Kollektiv“ der Familie abgenommen werden kann. Es ist durchaus normal, wenn sein Wort einzelne aus einer Familie trifft und andere nicht – oder vielleicht erst später.

Das Evangelium ist also auf den Pluralismus in der Gesellschaft und Familie durchaus vorbereitet. Es braucht kein „christliches Lager“, keinen politischen Katholizismus, keine integralistischen oder fundamentalistischen Geheimorganisationen, die ihre Fäden zu den Spitzen der Wirtschaft, der Politik und des kulturellen Lebens ziehen. Der Same des Wortes Gottes kann auch in eine in religiöser Hinsicht pluralistische Familie fallen und dort aufgehen. Die Familie kann eine wertvolle und intensive Vermittlerin des Glaubens sein; die Glaubensvermittlung ist aber nicht unbedingt auf die Familie angewiesen. Die Familie kann für manche das erste Priesterseminar sein; der Wunsch, Priester zu werden, kann aber auch auf andere Weise entstehen. Das Leben der Gemeinde profitiert sicher von einem intensiven religiösen Leben in den Familien; die kirchliche Gemeinde kann sich aber auch aus einzelnen Mitgliedern von Familien zusammensetzen, die als solche kein religiöses Leben führen. Es gibt „geordnete Familienverhältnisse“, in denen es kein religiöses Leben gibt. Es gibt aber auch Menschen, die in „ungeordneten Familienverhältnissen“ leben bzw. leben müssen und sehr wohl ihr Leben nach dem Glauben ausrichten sowie sich engagiert am kirchlichen Leben beteiligen.

III. Leitideen für die Familienpastoral

Die Befähigung der Gemeinde, allen Familien Raum zu geben, setzt die Bereitschaft zu einem langen und bisweilen schmerzlichen Lernprozeß voraus, an dem sich alle Gemeindemitglieder – einschließlich ihrer Pfarrer – beteiligen müssen. Da gilt es, geduldig aufeinander zu hören, die vielen Formen der Kommunikation zu lernen, Toleranz zu üben, einander gerecht zu werden, statt Rechte zu exekutieren und Pflichten einzufordern, und immer wieder zu versuchen, in die manchmal recht schwierigen und mühsamen Prozesse vom Evangelium her etwas Licht zu bringen. Für diesen Lernprozeß der Gemeinde möchte ich noch einige Ziele angeben¹².

1. Lautere Absichtslosigkeit

Der Kontakt mit Menschen, die in außergewöhnlichen Familienverhältnissen leben, darf nicht von einem unerleuchteten missionarischen Eifer motiviert sein, ihre

¹² Vgl. B. Liss, Wege der Familienpastoral, Würzburg 1987, 95–114.

Verhältnisse zu ordnen und sie wieder „auf den rechten Weg“ zurückzuführen. Genau das fürchten viele und gehen deshalb kirchlichen Kreisen aus dem Weg: Sie erwarten, hier beurteilt, belehrt und missioniert zu werden.

Wer jungen Paaren, die unverheiratet zusammenleben, etwa dadurch helfen möchte, daß er sie zu einer Eheschließung drängt, kann einen großen Schaden anrichten. Wer einem Geschiedenen dadurch über den Trennungsschmerz hinweghelfen will, daß er ihn durch kirchliche oder andere Aktivitäten bloß ablenkt, wird keine wirksame Hilfe leisten.

2. Die Annahme der Menschen in ihrer Lebenssituation

Wir alle wissen, daß die Kirche aus uns Menschen gebildet wird und daß wir alle Sünder sind. Daß wir einander auch mit unseren Fehlern und Sünden annehmen, heißt nicht, daß die Fehler keine Fehler und die Sünden keine Sünden sind. So muß es doch auch im Bereich Familie sein. Der Kontakt mit denen, die dem Idealbild nicht entsprechen, tut dem Idealbild keinen Abbruch. Manchmal kann es hilfreich sein, eine bestimmte Gruppe als solche und für sich einzuladen, z. B. vor kurzem Geschiedene – nicht nur, um ihnen ein Signal zu geben, daß sie weiterhin willkommen sind, sondern auch, um ihnen den Schmerz der Trennung verarbeiten zu helfen.

3. Die Pfarrei als Lebensraum für alle Familien

Grundsatz müßte sein, daß sich in einer Pfarrgemeinde alle, die an kirchlichen Veranstaltungen interessiert sind, eingeladen fühlen. Es genügt nicht, im Pfarrblatt zu drucken: „Alle sind herzlich eingeladen.“ Die Frage ist, ob alle Eingeladenen damit rechnen können, daß man sie wirklich dabeihaben will, daß sie sich also eingeladen „fühlen“ und nicht nur eingeladen sind. Manche Personengruppen wissen, daß sie bei kirchlichen Veranstaltungen eben nicht gerne gesehen waren: Menschen in konfessionsverschiedenen Ehen, aus nichtehelichen Lebensgemeinschaften, Geschiedene, Wiederverheiratete, Stieffamilien, Alleinerzieher. Besonders schwierig stellt sich die Frage bei amtlichen Mitarbeitern in der Kirche, etwa im Religionsunterricht oder in den Gemeinden. Hier muß es wohl auch eine „Grauzone“ geben, die nicht durch messerscharfe Regelungen abgedeckt ist. Es braucht oft lange, bis die Verletzungen verheilt sind, die Menschen in solchen Verhältnissen zugefügt wurden. Wenn sich die Kirche als das neue „Volk Gottes unterwegs“ begreift und darstellen will, dann muß jede Pfarrgemeinde auch mit denen auf dem Weg bleiben, die es in ihren Familienverhältnissen besonders schwer haben.